

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 12 (1922)

Heft: 14

Artikel: Eine Erinnerung an Rom

Autor: Balmer, Emil

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-636645>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Disteli-Kalender sind heute Raritäten für Bibliophile geworden. Es ist darum eine verdienstvolle Tat, wenn ihr bester zeichnerischer Inhalt gesammelt und neu herausgegeben wird. Diese Arbeit wurde vom Basler Kunsthistoriker



Sie kommen, die Jesuiten!

1. Hupsa! Hupsa! die Hap geht los!
Sie kommen geritten Reit und Gros;
Das springt und purzelt ganz heilig;
Das kreicht und zetzt ohne End' —
Sie kommen, die Jesuiten!
2. Da reiten sie auf Schlänglein,
Und hinternaud auf Dras' und Schwein.
Was das für mutige Purche sind!
Woht graut im Mutterleib dem Kind —
Sie kommen, die Jesuiten!
3. Hui, wie das krabbelt, knüpft und kreicht.
Und wie's so infernalisch riecht!
Zest fahre hin, du gute Hup!
Geb', Grette, mach' das Kreischer in
Sie kommen, die Jesuiten!
4. Von Kreuz um Hoben angeführt,
Den Gussfass hinten aufgeschaut.
Den Zornätemus als Profos,
Die Dummheit folgt als Ketelros.
Sie kommen, die Jesuiten!
5. O Schweizerland, du schöne Bravat,
Du bist dem Teufel angetraut!
Ja, weine nur, du armer Kind!
Vom Gottward noch ein schlimmer Wind —
Sie kommen, die Jesuiten!

Gottfried Keller

riker, Dr. Jules Coulin, in Verbindung mit dem Rhein-Verlag zu Basel geleistet. Sie liegt uns vor in einem gesiegen ausgestatteten kartonierten Bändchen, betitelt „Der Anti-Philister — Maler Distelis Kalender“. Wir haben Text und Bilderschmuck in obigem Auffaz angedeutet. Der Herausgeber, ein Kenner „Distelis und seiner Zeit“ — eine diesbezügliche umfängliche Publikation wird vom Verlag Benno Schwab & Cie., Basel, angekündigt — führt uns in seinem Texte in das Leben und das Werk des Solothurner Meisters ein. Das Büchlein sei unsern Lesern warm empfohlen.

H. B.

Eine Erinnerung an Rom.

Von Emil Balmér.

Es war vor zehn Jahren zur Osterzeit. Der römische Frühling hatte in herrlicher Pracht sich entfaltet und lockte alles Volk ins Freie und Weite. — Bei der Porta San Paolo nahmen wir Schweizerfreunde einen Wagen und fuhren im warmen Sonnenschein hinaus nach der Via Appia. — Das Ernstes und Melancholische, das sonst die dunkeln schweren Pinienkronen und die hehren Trümmer der Acquedotti dieser klassischen Landschaft geben, war heute gemildert

durch die Farbenpracht der Campagna. Sie glich einem unermöglich weiten und fein durchwirkt Blumenteppich! Und die vielen Blumen und das helle Grün stimmten die Menschen froh! — Wir sangen ein Liedlein uns andere.

— Woher wir denn seien, fragte unser Kutscher. „Ah, dalla Svizzera, dalla Svizzera!“, entfuhr es ihm. Er wurde nachdenklich und runzelte die braune Stirne. „La Svizzera, insomma, fa parte della Francia?“, meinte er nach einem Weilchen und schaute uns treuerzig an. So ganz sicher schien er seiner Sache nicht zu sein. — Nein hingegen, das hatte doch keine Gattig! Meinte dieser brave Römer, die Schweiz gehöre zu Frankreich! — Eine solche Beleidigung für uns biedere Eidgenossen! — Wir versuchten ihm nun alle vier begreiflich zu machen, daß das zwei ganz verschiedene Sachen seien und daß er sich bös auf dem Holzweg befinden. Er bekam eine Ahnung, daß er sich eine Blöße gegeben und wurde häßig; „O Dio mio, non me ne intendo!“ (Aba, da chumen i nid drüber!) und hieb mit der Peitsche auf den edigen Rücken seines magern Röckleins, das nun natürlich der Blitkableiter sein mußte und für die Dummheit seines Meisters geduldig herhielt. — — Wir fuhren weiter und kamen bei dem Grabmal der Cecilia Metella vorbei. Die gewaltige Rotunde mit den unheimlich dicken Mauern und dem Zinnenkranz mahnt einem so gar nicht an ein friedliches Grab — vielmehr an ein modernes Panzerfort. Und es passte so schlecht in den lachenden Frühling. — Weiter ging's zu den Katakomben des Callistus. Mönche führten uns hinab in die schaurige Finsternis. Eine dünne Kerze erholt ein jeder in die Hand. So kamen wir durch unendlich lange Gänge — vorbei an zahllosen Grabstätten der ersten Christen, an Säulen und Kapellen. In einer Nische waren an den Mauern viele kleine Bruchstücke von Grabplatten und Kapitälern befestigt. „Non Toccare,“ hieß es ermahnd auf zahlreichen Aufschriften. Und gerade darum wohl kam ich darauf, die kleinen Reliquien zu berühren. Und blitzschnell fuhr mir ein unseliger Gedanke durch den Kopf.

— Ich hatte schon lange vergebens nach einem Andenken an meine Romtage gefucht, mit dem besten Willen aber nichts gefunden. Die drei bekannten Säulen vom Forum Romanum oder das gelbe Marmorbeden mit den weißen Täubchen oder die rosa Alabastervasen, die ich in den Läden ausgestellt sah, die konnte ich ja ebenso gut bei Kaiser in Bern auch kaufen. Etwas wirklich echtes und originales wollte ich unbedingt haben. Kaufen konnte ich aber diese kleinen Marmorstücke in den Katakomben nicht, blieb also nichts anderes übrig als — — stehlen! — Gedacht — getan! — Als der Mönch meinen Freunden etwas erklärte, eilte ich unbemerkt in die Nische zurück, ergriff mit zitternder Hand ein kleines Marmorstück, zerrte hin und her und hielt es einen Augenblick später in meiner Hand. Blitzschnell versteckte ich es in meiner Busentasche. Da, — oh weh! — fiel die Kerze zu Boden und erlosch. Ich eilte zur Nische hinaus und rief meinen Kameraden. Keine Antwort. — — Entsetzen faszte mich. Ich rufe lauter und lauter — ein schauriges Echo aus der ungeheuren Finsternis ist die einzige Antwort. Ich verlor einige angstvolle Augenblicke. Wie ein Stück Eis drückt und schreibt das schrecklich kalte Marmorstück auf meiner Brust. — Da, endlich nach bangen Minuten sehe ich ein Lichtlein in weiter Ferne. Ich rufe, eile hin, stolpere und springe wieder wie ein gehetztes Wild durch die endlosen Totengräfte dem erlösenden Lichtlein entgegen. Nun habe ich es erreicht. Es ist ein Mönch mit Fremden. Ich sagte ihm, ich hätte meine Gruppe verloren. „Aspetti, passeranno di qui,“ sagt er und misst mich mit strengem Blick. Ich sehe den Moment, wo ich meinen Schatz hergeben muß und bestraft werde. Gottlob, er geht weiter und läßt mich wieder allein. Und wirklich, es ging nicht lange, da kamen die Unsteten daher. Auch sie waren alle in großer Angst

gewesen um mich und konnten nicht begreifen, wie ich sie verloren. „Wenn Sie in der Angst in den Gängen umhergeirrt wären, so hätte es Ihnen ganz schlimm ergehen können. Die Katacombe breiten sich stundenweit aus und nur ein kleiner Teil wird von uns den Fremden gezeigt und überhaupt betreten. Sie hätten ganz gut da unten umkommen können.“ — So der Mönch. Ein eisalter Schauer rieselt mir den Rücken hinab. Der Marmor auf meiner Brust brennt aber plötzlich wie glühendes Eisen! — Gesenkten Hauptes stieg ich wieder hinauf und ward geblendet vom Licht des Tages. Ich gab dem Mönch ein fürstliches Trinkgeld und bezahlte damit reichlich auch das gestohlene Gut! — — — — — Aber ein Stein fiel mir vom Herzen, als ich wieder ins Dröschelein stieg. Jetzt nahm ich auch den Marmorstein aus meiner Brusttasche und zeigte ihn meinen Freunden. Es ist ein kleines Marmorstück mit einigen lateinischen Buchstaben darauf eingeritzt. So ist nichts. Aber es ist mir doch geworden, was ich wollte: ein unvergessliches Andenken an Rom! — — — — —

Als wir am selben Abend bei sinkender Sonne in die ewige Stadt zurückkehrten, da horchte ich nicht mehr auf die Stimme meines Gewissens. Wonnetrunknen lauschte ich dafür dem Glöckengeläute von hundert Kirchen und schaute hinauf zu der vom Abendgold verklärten Kuppel vom San Pietro.

Der Leichenwagen.

Rolle, rolle, schwarzes Rad!
Alle ziehn denselben Pfad,
Schwarzes Bahrtuch, Tannenschrein
Hüllen einmal Jeden ein.

Geh' nur, Geh' nur, braves Roß!
Endlos ist dein toter Troß.
Stumm und bang, im müden Schritt
Zieht des Lebens Trauer mit.

Fuhrmann, Fuhrmann, halte an!
Hast dein Handwerk gut getan.
Eh' mich fort dein Wagen fährt,
Bin ich manchen Lenz noch wert. E. Dier.

Die rassenbiologischen Wirkungen des Krieges.

Von Prof. Dr. Emil Abderhalden.

Professor Abderhalden, Direktor der Kinderklinik in Halle a. S. und bekannte Autorität auf dem Gebiete der Ernährungsphysiologie, ist ein Basler. Troß jahrelangem Aufenthalt in Deutschland, während welcher Zeit er mit dem deutschen Volk und seinem Geschick verwachsen ist — er wurde von der demokratischen Partei zum Reichstagsabgeordneten gewählt und mit Ehren aller Art ausgezeichnet — hat er die ruhige und objektive Denkart des Schweizers dem Kriege gegenüber nicht verloren. Der vorliegende Aufsatz wurde kurze Zeit nach dem Kriegsende geschrieben und in einer deutschen Zeitschrift („Kosmos“) veröffentlicht. Wir drucken ihn hier ab als ein erfreuliches Dokument der neuen demokratischen und darum uns Schweizern sympathischen Gefinnung des deutschen Volkes.

Während Krankheiten und insbesondere Seuchen aller Art, wenn sie keinen zu großen Umfang erreichen, eine Auslese im Sinne einer Erhaltung der Tüchtigen bewirken können, haben Kriege von jeher in mehr oder minder großem Ausmaße das Gegenteil bewirkt. Die schwachen Individuen bleiben zu Hause und werden geschont, während gerade die allerstärksten zugrunde gehen. Immerhin konnten Kriege, rassenbiologisch betrachtet, in früheren Zeiten in dem Sinne günstig wirken, als weniger tüchtige Volksstämme von kräftigeren und auch geistig überlegenen Völkerstämmen überwunden und damit für die letzteren neue Lebensmöglichkeiten errungen wurden. Der Stärkere siegte im Kampf um das Dasein. Der vergangene Krieg mit seinen entsetzlichen Folgen hat, wenn das überhaupt noch notwendig

war, bewiesen, daß das Kriegshandwerk die größte Gefahr für das Fortbestehen aller Völker bedeutet. Kein Land der Welt ist von den Folgen des Krieges verschont geblieben. Bleiben wir bei Deutschland. Das deutsche Volk hat rund zwei Millionen Männer verloren. Besonders in den ersten Jahren des Krieges, als der Bewegungskrieg noch im Gange war, fielen in erster Linie die tüchtigsten Leute. Männer mit Initiative, Leute mit Führergabe, großer Tapferkeit und großen Idealen stürmten allen ihren Leuten voran. Die Schwachen blieben zurück. Das ganze Volk wurde schließlich in den Krieg hineingezogen. An der Front standen die körperlich und vielfach auch geistig Tüchtigsten. In der Etappe waren bereits viele Leute in Verwendung, die körperliche Schäden hatten, und in der Heimat blieben im wesentlichen nur Frauen zurück und ferner alle jene Männer, die zu alt waren, um in den Krieg zu ziehen, oder die irgendwelche Gebrechen hatten. Nach wenigen Monaten ist, wenigstens im Westen, der mit früherer Kriegsführung vergleichbare Krieg zu Ende gekommen, und es begann jener furchtbare Maschinenkrieg, bei dem nicht mehr eine überlegene Führung oder überragende Tapferkeit auf der einen oder andern Seite entschied, vielmehr in der Hauptsache die größere Masse an Waffengeräten, an Munition usw. maßgebend war. Die einzelne Person wurde fast vollständig als Individuum ausgeschaltet. Es begann ein ungeheuerer grausames Massenschlachten. In einer Teilschlacht sind manchmal mehr Menschen getötet und verwundet worden als im ganzen Kriege im Jahre 1870!

Die Folge des Verlustes von zwei Millionen fast durchweg hervorragend tüchtigen Männern muß sich rassenbiologisch sehr stark bemerkbar machen. Es kommt noch hinzu, daß ein sehr großer Teil der im Kriege Gefallenen im jugendlichen Alter stand. Ein zu erwartender blühender Nachwuchs all dieser Männer ist für immer ausgeschlossen. Betrachten wir die Überlebenden. Ein gewaltiges Heer von Verstümmelten aller Art drückt das Niveau der Rassentüchtigkeit ohne Zweifel erheblich herab. Man hat sich allgemein daran gewöhnt, nur diejenigen als „Kriegsbeschädigte“ anzusehen, die körperliche Schäden davongetragen haben. Man über sieht, daß ihre Zahl ungeheuer viel größer ist. Es kommen alle diejenigen hinzu, die in irgendeiner Weise funktionell gelitten haben. Dahin gehören alle jene, die im Krieg nervös geworden sind, alle jene, die ihre Existenz verloren haben und daher unter schweren seelischen Depressionen leiden. Ferner sind hierher alle jene zu rechnen, die infolge der mangelhaften Ernährung heruntergekommen sind. Der gewaltige Schaden, der in dieser Beziehung rassenbiologisch hervorgebracht worden ist, läßt sich nicht mit Zahlen abschätzen. Wir wissen zwar aus vielen Beobachtungen, daß vor allen Dingen auch die Jugend viel häufiger an Tuberkulose erkrankt, als das früher der Fall gewesen ist. Man geht wohl nicht fehl, wenn man behauptet, daß heute etwa drei- bis vier mal soviel Kinder an Tuberkulose leiden, wie in früheren Zeiten. Die starke Unterernährung, die sich namentlich auch bei Kindern geltend macht, muß rassenbiologisch sich auswirken. Es wächst eine Jugend heran, die den wahren Freund des deutschen Volkes mit Sorge erfüllt. Es ist wohl in ganz Deutschland überall etwa die Hälfte aller Schul Kinder als unterernährt zu betrachten. Man geht nicht fehl, wenn man annimmt, daß etwa 500,000 Kinder infolge mangelhafter Ernährung direkt in ihrem Leben gefährdet sind!

Vom rassenbiologischen Standpunkt aus ist noch eine ganze Reihe von Kriegsfolgen vorhanden, die erst mit der Zeit ihre Folgen im ganzen Umfange zeigen werden. Dahin gehört in erster Linie die ungewöhnlich rasch ansteigende Ausbreitung von Geschlechtskrankheiten aller Art. Es wirkt erschütternd, wenn man Berichte liest, in denen angegeben wird, daß bereits 14- bis 15-jährige Knaben als geschlechtskrank eingeliefert werden. Die Geschlechts-